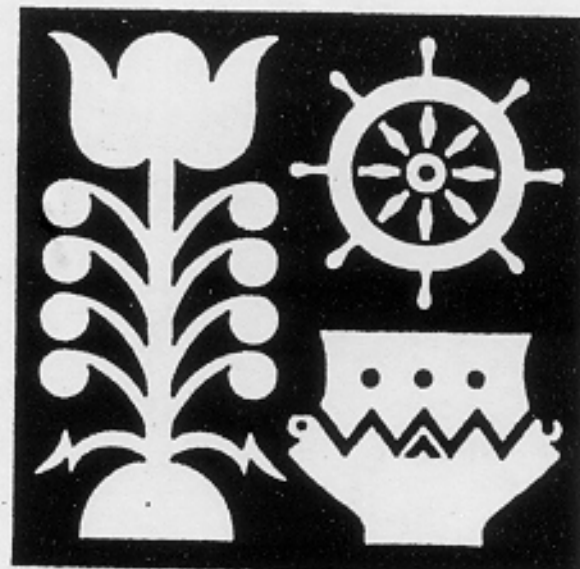


NIEDERDEUTSCHES HEIMATBLATT

Mitteilungsblatt der Männer vom Morgenstern
Heimatbund an Elb- und Wesermündung e. V.

Juli 1977
Nr. 331



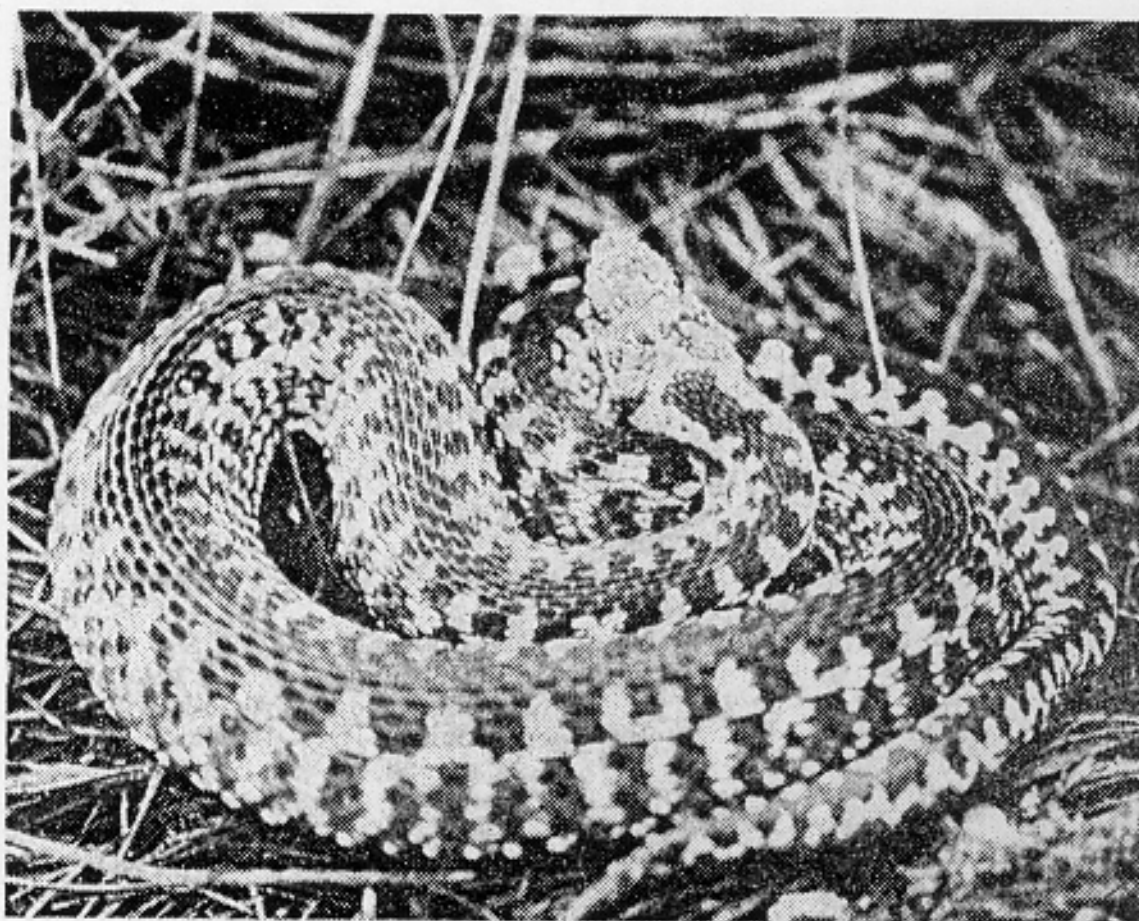
Muß man Schlangen einfach töten?

Rapider Rückgang der einheimischen Reptilien — Unsere Moore die letzten Reviere

Bedingt durch die Eiszeiten, entstanden sowohl in Süddeutschland als auch in Norddeutschland eine große Anzahl von Mooren. In unserer engen Umgebung weisen noch viele Ortsnamen, wie z.B. Moorausmoor, Bovenmoor oder Vor dem Moor — um nur einige zu nennen — darauf hin. Auch auf den Landkarten sind weite Landstriche bei uns als „Moore“ eingetragen und führen entsprechende Bezeichnungen. Sucht man jedoch diese Gebiete auf, so wird man fast immer enttäuscht sein. Anstatt urwüchsiger Moore mit der ihnen eigenen Fauna und Flora, begegnet man weit und breit nur noch feuchten Viehweiden, oder man findet Gebiete, die dem Torfabbau preisgegeben sind. Von vielen unbemerkt, ist man drauf und dran, auch die letzten Flecken „unberührter Natur“ in unserer engen Heimat zu vernichten. Dies wird noch unverständlicher, wenn man erfährt, daß entwässerte Moore nur noch in den seltensten Fällen wieder in einen annähernd ursprünglichen Zustand zurückgeführt werden können. Moore benötigen Jahrtausende für ihren Aufbau. Berechnungen haben ergeben, daß ein Moor in 100 Jahren etwa 10 cm an Stärke zunimmt. Man kann Moore nicht — wie z.B. Wälder oder Seen — an anderer Stelle neu entstehen lassen. Andererseits liegen viele Gebiete, einst dem Moor mühsam entrissen, heute brach, da die Qualität der Böden auf die Dauer nicht konkurrenzfähig ist. Diese Fluren sind für Tiere und Pflanzen, denen einzig und allein das Moor als Lebensraum dient, für immer verloren. Der ständige Rückgang des Birkwildes ist nur eine — allerdings von vielen beachtete — Folge davon. Hier versucht man der Entwicklung entgegenzutreten, indem man das Birkwild

jetzt ganzjährig schützt. Wird jedoch der Lebensraum ständig weiter reduziert, helfen alle Schutzmaßnahmen wenig.

Kaum wahrgenommen wird dagegen ein ähnlich rapider Rückgang der einheimischen Reptilien. Dies trifft vor allem auf unsere Schlangen zu. Hier werden ja auch kaum Interessen berührt, wie das beim Rückgang des Birkwildbestandes der Fall ist. Im Gegenteil, viele sind froh, wenn sie von dem „Viehzeug“ nichts zu sehen bekommen. Doch auch unsere Schlangen haben ihre Daseinsberechtigung. Noch ist die Ringelnatter unsere häufigste ungiftige Schlange, doch wird ihr Bestand laufend dezimiert. Für sie sind Feuchtgebiete eine Lebensgrundlage, da ihre Beute hauptsächlich aus Fröschen, Fischen und Molchen besteht. Zudem benötigt die Ringelnatter für ihre Fortpflanzung feuchte Zonen, denn nur in feucht-warmer Umgebung können sich ihre Eier optimal entwickeln. Neben der Natter begegnen wir in unserem Landkreis auch noch der Kreuzotter. Auch sie liebt moorige Gebiete. Dies hängt aber weniger mit ihrer Nahrung zusammen, da ausgewachsene Kreuzotter hauptsächlich Mäuse vertilgen. Hier erfolgte eine Zurückdrängung in so unzugängliche Zonen wie die Moore wegen der eigentlich nie unterbrochenen Verfolgung durch den Menschen. Früher war diese Schlange auch häufig an Waldrändern anzutreffen, heute findet man sie dort nur noch in seltenen Fällen. Natürlich ist sie eine Giftschlange, doch wird ihre Gefährlichkeit oft übertrieben geschildert. Geschichten über sofort angreifende Kreuzotter, die nur darauf lauern zuzubeißen, gehören in den Bereich der Fabel. Warum haben denn so wenige eine Kreuzotter in freier Natur beobachtet?



Doch nur deshalb, weil sie sich schon längst vor dem Erscheinen des Menschen in ihr Versteck zurückgezogen hat. Schlangen sind äußerst scheue Tiere, die bei der geringsten Bodenerschütterung fliehen. Nur im ärgsten Notfall, wenn die Otter überrascht wird und keine Möglichkeit zur Flucht mehr sieht, beißt sie zu. Selbst dann ist bei schneller Hilfe eine Rettung fast immer möglich, der Biß verläuft in den seltensten Fällen tödlich. Das soll keine Verharmlosung der Gefahr bedeuten, doch wer gibt uns das Recht, grundsätzlich jede Kreuzotter zu erschlagen, ganz gleich, ob wir uns

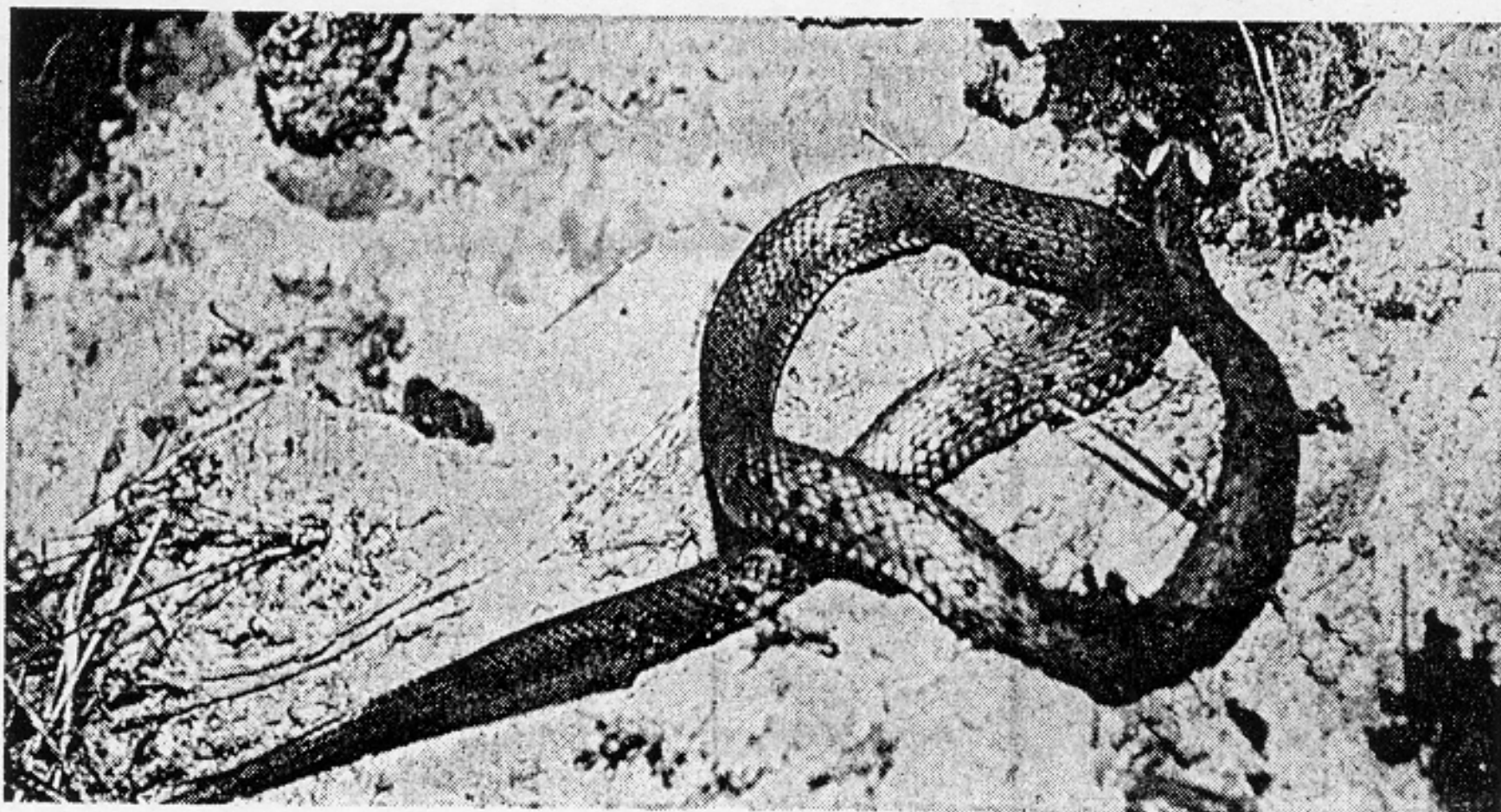
in unmittelbarer Gefahr befinden oder nicht?

Die Abscheu und Angst, die viele vor jedem schlangenähnlichen Wesen haben, läßt es auch in unserer so aufgeklärten Zeit noch zu, daß völlig harmlose Wesen, wie etwa die Ringelnatter, grundlos getötet werden. So manchem sind die Unterscheidungsmerkmale zwischen Ringelnatter und Kreuzotter gar nicht bekannt. Er sieht sich plötzlich einer Schlange gegenüber, und diese Tatsache genügt, das Tier zu töten.

Beide Schlangen unterscheiden sich nicht unwesentlich. Ringelnattern erkennt jeder an ihren hellen, halbmondförmigen Flecken am Hinterkopf, die häufig noch schwarz umrandet sind. Bei den Kreuzottern fällt sofort das breite Zickzackband auf dem Rücken auf, das sich mehr oder weniger deutlich vom Untergrund abhebt. Die anderen Unterscheidungsmerkmale sind vom Laien nicht ohne weiteres erkennbar. Auch gibt es bei beiden Arten völlig schwarze Tiere, die dann keines der Unterscheidungsmerkmale aufzeigen. Diese Farbvariationen sind jedoch sehr selten.

Wollen wir nicht auch noch die Restbestände unserer einheimischen Schlangen vernichten, so müssen nicht nur deren Lebensräume erhalten bleiben. Vor allem muß ein Gesinnungswandel gegenüber diesen Tieren entstehen, der auch ihnen ihre Daseinsberechtigung zugesteht. Dies kann durch Publikationen innerhalb der Massenmedien oder durch Arbeitsgemeinschaften, wie sie z.B. von der Vereinigung für Naturschutz an der Unterweser durchgeführt werden, erreichbar sein. Nur auf diese Weise ist eine „Aufklärung“ breiter Bevölkerungsschichten erfolgreich.

Dietmar Brill



Eine ganze Provinz mit Werkzeugen erobert

Hochmoorbesiedlung in den früheren Herzogtümern Bremen und Verden

Die im Jahre 1979 stattfindende 150-Jahr-Feier der Moorkolonie Hymendorf (gegründet 1829) hat in weitesten Kreisen ein zunehmendes Interesse für die Anlage und Entwicklung derartiger Ortschaften erweckt. Die nachstehenden Ausführungen mögen aufzeigen, daß die schönen Erfolge in den Mooren einer planmäßigen Kolonisation und dem unermüdlichen Fleiß der Kolonisten im wesentlichen zu verdanken sind.

Im Jahre 1715 trat die hannoversche Regierung die Herrschaft über die früheren Herzogtümer Bremen und Verden an. Dieses unser Heimatgebiet besteht zumeist aus Geestboden und fruchtbarer Marsch, in den Niederungen aus Binnen- und Randmooren. Bekanntlich läßt sich die Besiedelung der Geest bis in fernste Zeiten zurückverfolgen. Die planmäßige Urbarmachung und damit verbundene Eroberung für die menschliche Besiedelung unserer großen Hochmoorgebiete, die etwa 28 Prozent der Gesamtfläche des Stader Regierungsbezirks betragen, begann dagegen erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts, um 1750, und zwar auf Drängen vieler Tagelöhner, Knechte, Häuslinge und nicht erbberechtigter Bauernsöhne der angrenzenden Geestorte.

Bis dahin hatten die ehemaligen Klöster Osterholz (gegründet im Jahre 1182) und Lilienthal (gegründet 1232) um 1500 manches für die leichter zu bewältigende Kultivierung der am Rande des Teufelsmoores liegenden Niederungsmoore veranlaßt. Hier entstand zu Beginn des 16. Jahrhunderts als eine der ältesten Moorkolonien das Dorf Teufelsmoor, nach dem schließlich das große Hochmoorgebiet nördlich der Linie Osterholz—Fischerhude benannt wurde. Der düstere Name des angeblich früher von bösen Geistern bewohnten Teufelsmoores heißt weiter nichts als Duvesmoor — taubes, unfruchtbares Moor. Die hannoversche Regierung begann um das Jahr 1720, also bald nach ihrem Antritt, mit dem Entwerfen von Plänen zur Erschließung und Kolonisation des eigentlichen Teufelsmoores. Sie entsandte Studienkommissionen nach Holland, Oldenburg und Ostfriesland mit der Aufgabe, die dortigen Moorkulturmethode zu studieren und wissenschaftliche Arbeiten einzuholen. Auch ließ die Regierung von den Ämtern Osterholz, Ottersberg, Lilienthal und Bremervörde Vorarbeiten für das projektierte Moorkulturwerk anfertigen. Eine weitere Voraussetzung war die rechtliche Regelung mit den Geestranddörfern, die das früher herrenlose Moor als ihr Eigentum betrachteten und deren Ansprüche endgültig abzugrenzen waren. Nach Abschluß aller notwendigen Vorarbeiten war es um das Jahr 1750 endlich so weit, daß man durch die Pastoren von den Kanzeln der angrenzenden Geestkirchen Meldestellen und Meldetermine bekanntgeben konnte und damit das grandiose Werk der Besiedelung des Teufelsmoores einleitete.

Die staatlich geführten Moortabellen weisen aus, daß im Jahre 1830, also innerhalb von nur 80 Jahren, in den Mooren der Landdrostei Stade insgesamt 90 neue Moordörfer entstanden. In diesem Gebiet mit 1763 Feuerstellen lebten damals bereits 11 360 Menschen. Das Hochmoorkolonisations- und Kulturwerk ist ein unvergängliches Ruhmesblatt der damaligen hannoverschen Regierung und einer Reihe als Kolonisatoren bedeutender Männer. Von diesen ist vor allem der geniale und verdienstvolle Königliche Moorkommissar Jürgen Christian Findorff zu nennen, der den Generalkulturplan entwarf und zum Teil selbst ausführte. Findorff lebte

von 1720 bis 1792, stammte aus Lauburg an der Elbe und hatte seinen Amtssitz in Bremervörde. Er liegt in Iselersheim, etwa 7 km nördlich von Bremervörde, begraben. Ihm ist im wesentlichen die Erschließung des Teufelsmoores und die Kolonisierung der Bremervörder Moore zu verdan-

ken. Er gründete in den vier „Moorkolonien“ Bremervörde, Lilienthal, Osterholz und Ottersberg zahlreiche Moordörfer und gab damit Tausenden schaffensfroher Männer und Frauen die Grundlage zu einer eigenen Scholle. Als er am 31. Juli 1792 in seiner Bremervörder Wohnung starb, hatte

er durch sein großartiges Kolonisationswerk seinem König „eine ganze Provinz mit den friedlichen Waffen und Werkzeugen der Moorkolonisation erobert“. Findorff gründete seine Ansiedelungen auf dem Prinzip der Nachbarhilfe. Keine Dorfanlage be-

Fortsetzung Seite 3



„Im Moor bei Hymendorf“

„Im Moor bei Hymendorf“, nach einem Original-Holzschnitt von Hermann Schiebel

Beachtenswertes im Land zwischen Elb- und Wesermündung

Die optische Telegrafie stellte vor der Einführung der elektrischen Telegrafie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts für einige Jahre auch an unserer Küste eine wichtige Art der Nachrichtenübermittlung dar. Sie war 1792 von den Franzosen Claude Chappe (1763—1805) erfunden worden. Auf Bergen, Häusern, Kirchtürmen und eigens für diesen Zweck errichteten Gebäuden und Gerüsten sowie auf anderen markanten Punkten wurden die Stationen des optischen Telegrafen eingerichtet. Der Signalmast einer Station hatte die Form eines Kreuzes, an dessen drei Enden bewegliche Zeiger in sieben verschiedene Stellungen gebracht werden konnten. Dabei bedeutete jede Stellung einen ganz bestimmten Buchstaben. Man konnte auch zwei oder drei Arme am Signalkreuz gleichzeitig ziehen und dadurch Zeichen, z. B. Anfang und Ende einer Meldung, weitergeben. — Zu jeder Station zählten zwei bis drei Personen; einer von ihnen behielt mit langem Fernrohr die beiden Nachbarstationen im Auge, während der andere die Zeiger in die Stellung zu bringen hatte, die ihm vom Beobachter zugerufen wurde.

In Deutschland und in anderen europäischen Ländern bestanden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mehrere Linien des optischen Telegrafen. Bei schlechter Sicht, so bei Nebel und nachts, waren sie natürlich nicht zu gebrauchen. Demgegenüber wurden bei gutem Wetter ziemlich hohe Geschwindigkeiten bei der Nachrichtenübertragung erzielt: ein normaler Satz benötigte dann von Berlin bis Köln nur eine Viertelstunde.

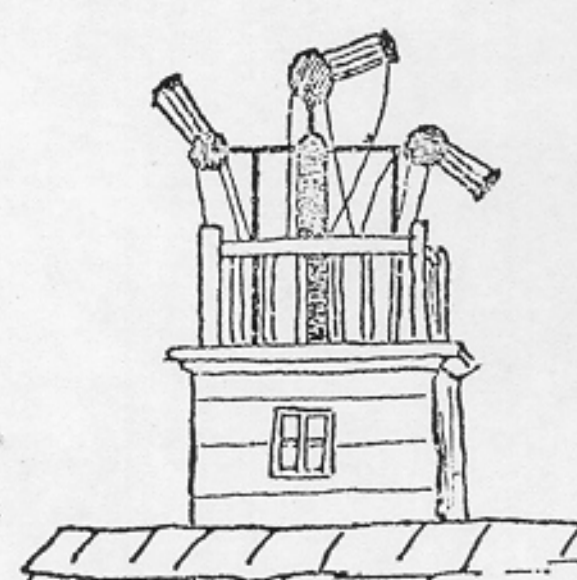
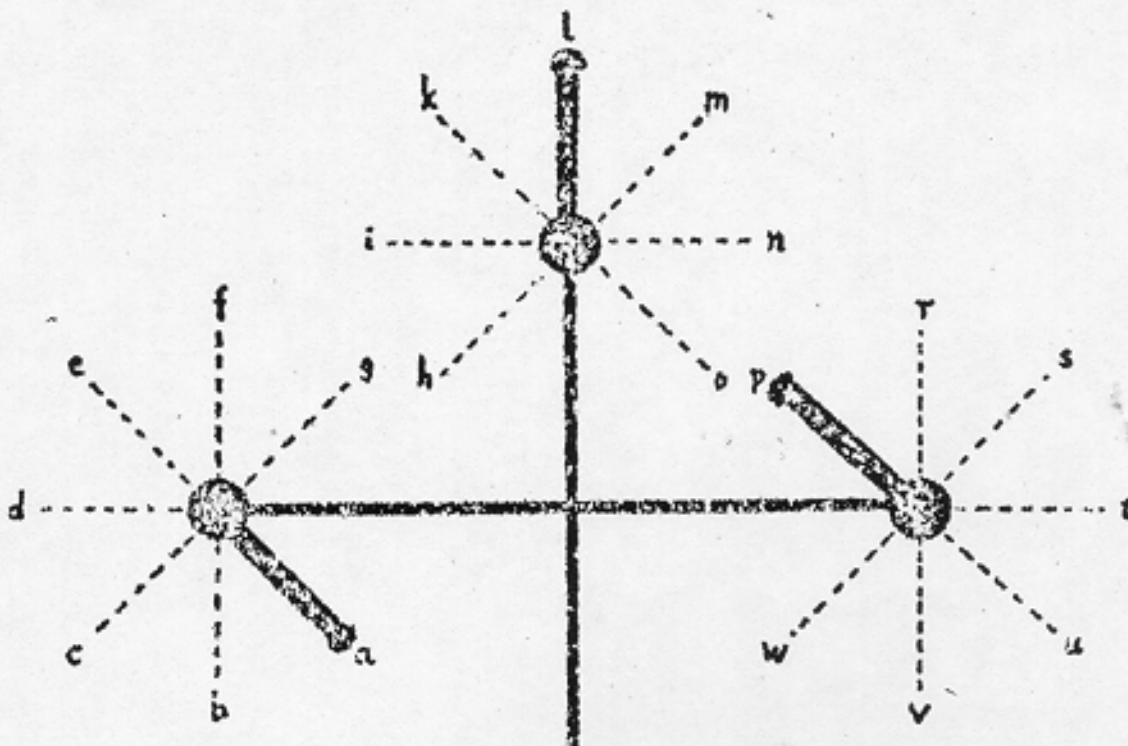
Die erste Linie an Elb- und Wesermündung ließen Hamburger Großkaufleute 1837 entlang der Elbe aufbauen, um in kürzester Zeit Nachrichten über den Schiffsverkehr zwischen Hamburg und Cuxhaven weitergeben zu können. Auf der Hauptpost in Hamburg, auf dem Süllberg bei Blankenese, dem Hohen Wedel bei Stade, dem fortan so genannten „Telegrafenberg“ zwischen Klint und Laumühlen, auf dem Fahlenberg (Deutscher Olymp) in der Wingst, dem Kirchturm in Otterndorf und in Cuxhaven standen bald die beschriebenen Signalkreuze. Der siebzehnjährige Hermann Allmers hat bei einem Besuch in Cuxhaven 1838 den dortigen optischen

Telegrafen in einer Federzeichnung mit Wasserfarbe festgehalten.

Im Jahre 1845 wurden entlang der Unterweser von dem Kaufmann J. L. Schmidt aus Altona die Stationen Bremen, Vegesack, Neuenkirchen, Brake, Dedesdorf (Eidewarden) und Bremerhaven für die sogenannte Bremer Linie errichtet. Die Bremerhavener Station stand am Eingang des Alten Hafens zwischen Schleuse und Geeste und ähnelte der noch in Brake vorhandenen, in der sich heute ein Schiffahrtsmuseum befindet. Zwischen beiden Linien schlug von 1845 bis 1848 eine dritte eine Brücke, und zwar gab es auf dieser Verbindungsstrecke Stationen des optischen Telegrafen zwischen Bremerhaven und dem Telegrafenberg bei Klint in der Nähe Elmlohes, auf der Karolinenhöhe in Bederkesa und in Lamstedt.

In der Konkutrenz mit dem neuen, vom Wetter unabhängigen elektromagnetischen Telegrafen konnte sich der optische nicht lange behaupten, so daß die Linien des optischen Telegrafen in unserem Landstrich um 1850 aufgegeben und ihre Einrichtungen abmontiert wurden.

HEH



„Der optische Telegraph in Cuxhaven“
Nach Jugendzeichnung aus dem Jahre 1838
(Federzeichnung mit Wasserfarbe) von Hermann
Allmers. (Im Morgenstern-Museum, Bremer-
haven).

Hilfe, die Saubermänner kommen!

Hecke oder Gestrüpp — auf den Gesichtspunkt kommt es an

Hecken sind für die Gesunderhaltung unserer Landschaft sehr wichtig. Diese Erkenntnis ist nicht neu. Wenn man aber das „Großreinemachen“ auf Kosten unserer Hecken seit Beginn dieses Jahres beobachten konnte, dann bekommt man erhebliche Zweifel, ob nicht immer noch eine gewisse Gedankenlosigkeit vorherrscht. Dieser Verdacht leitet sich her aus der oft gegebenen Antwort auf die Frage nach der Begründung für das Abschlagen, Abbrennen und Roden der Hecken: „Das war schon immer so!“ Aber: Was immer schon getan wurde, muß deshalb nicht unbedingt richtig sein. „Wir müssen beim Beseitigen der Hecken radikal vorgehen; es kostet zu viel, wenn wir jedes Jahr beschneiden müssen.“ Aber: Was in Einzelfällen aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus begründet sein mag,

kann, aufs Ganze gesehen, sich den noch zum Schaden unserer Landschaft und damit für uns alle auswirken. Nur, das bezahlt man dann aus anderen „Töpfen“.

Sicherlich wird der Einwand kommen: Hecken, die man wild wachsen läßt und nicht pflegt, sind keine Hecken mehr. Doch radikal entfernte Hecken sind es für einige Jahre erst recht nicht!

Natürlich können Hecken dem Landwirt hinderlich beim Maschineneinsatz sein; Land für Kulturpflanzen wird weggenommen, vielleicht stellt sich nachteiliger Schatten ein. Nicht ernst zu nehmen ist die Anmerkung, daß sich „in der Hecke Vieh versteckt“. Eher wird dadurch bewiesen, wie wohl sich die Tiere in deren Schutz fühlen. Die Vernunft fordert: Hecken müssen verschwinden, wo sie

in die Hochspannungsleitungen wachsen, wo die Sicht für den Straßenverkehr genommen wird.

Daß Kompromisse möglich sind, zeigte sich in der Bederkesaer Feldmark, wo der Verein für Orts-, Landschafts- und Umweltschutz im Gespräch mit dem Überlandwerk ein selektives Vorgehen erreichen konnte. Danach wurden unter und neben der Hochspannungsleitung nur hochwachsende Bäume entfernt. Buscharten, wie z. B. Faulbaum, Grauweide, Weißdorn usw., die der Leitung nie gefährlich nahe kommen können, blieben stehen.

Es ist doch nicht mehr so, daß immer noch die Natur- und Umweltschützer aus der Sicht der Landwirtschaft, der Bodenverbände, der Straßenmeistereien und der Elektrizitätsverbände als „lästige Störer“ empfunden werden, die auf anderer Leute Kosten für den Stadtmenschen eine romantische Landschaft erhalten wollen. Auch in nostalgischer Heimmüdelei will niemand verharren. Es wird nur manchmal vergessen, welche handfesten Vorteile und ernstzunehmende Gesichtspunkte dafür sprechen, Hecken — soweit möglich — in unserem Raum zu erhalten.

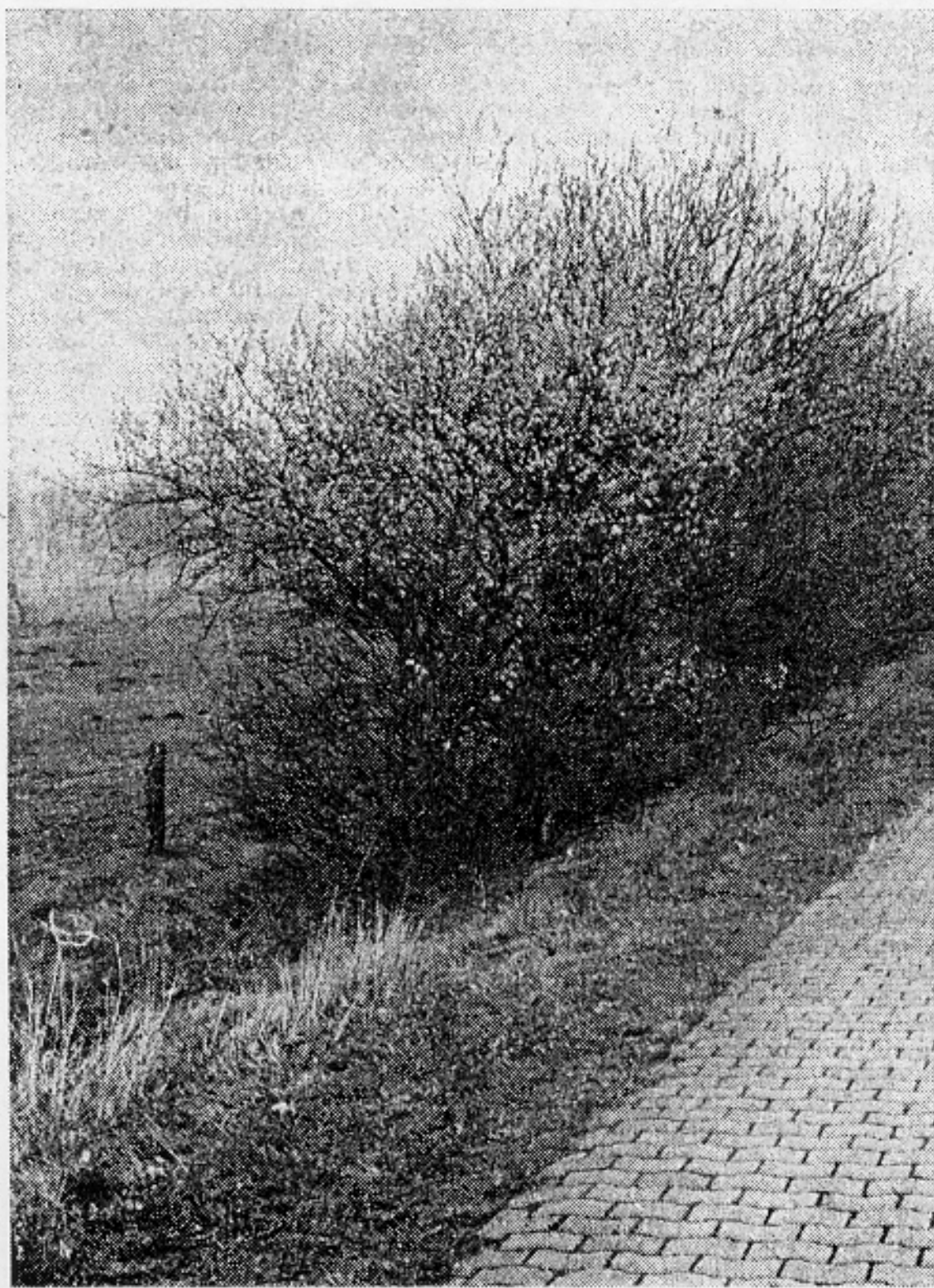
Hecken schützen die Gemarkung vor austrocknenden Winden, vor dem Herauswehen des Humus und der Feinerde. Das Kohlendioxid aus der Boden- und Wurzelatmung wird festgehalten. Dazu sei aus einem Fachbuch zitiert: „Jede Anreicherung von Kohlendioxid im Kleinklima in sich abgegrenzter Örtlichkeiten erhöht die Erträge.“ Hecken dienen als Unkraut-

fänger, vor allem aber als Wohnung für viele Tiere, die uns bei der Schädlingsbekämpfung helfen. Unsere Imker freuen sich, wenn man die Kätzchenweiden als erste Nahrungsquelle im Frühjahr für die Bienen stehenläßt. Hecken fangen unser Auto bei Unfällen sicherlich besser ab als alleinstehende Bäume oder der Straßengraben und sind außerdem gute Schneefänger bei winterlichem Schneetreiben. Schließlich sollte auch nicht der ästhetische Gesichtspunkt vergessen sein: Wie wohl fühlen wir uns denn in einer ausrasierten Landschaft? „Wesermünde — Ferienland“, dazu gehört aber auch eine Landschaft mit Erholungswert, mit Hecken als Waldersatz, als Kulisse und natürlichem Kurpark.

Wie entstanden vor Jahrhunderten die Hecken in unserem Raum? Sie sind die Reste der Waldlandschaft, die zwischen den Grundstücken als Einfriedigung stehenblieb, oft auf Wällen, deren Erde ausgehoben werden mußte. Die Felder wurden also mit Wallhecken und Gräben umfriedigt — „begraben“, wie man es früher nannte. (Siehe „Begrabenholz“ in Bederkesa.)

Natürlich müssen auch Hecken hin und wieder gepflegt sein. Es fragt sich nur, ob mit „Stumpf und Stiel“? Und kopfschüttelnd liest man den stolzen Hinweis, man habe wieder die Landschaft in Länge von mehreren Kilometern vom Gestrüpp gesäubert und vom wuchernden Bewuchs bereinigt. Wie bezeichnend doch die Wortwahl sein kann.

Klaus Dobers



Vorher: Eine schöne Hecke mit Kätzchenweiden...

Eine ganze Provinz...

Fortsetzung von Seite 2

kam mehr als 60 Anbaustellen. Dadurch bezweckte er, daß die Siedler sich nicht fremd wurden, sondern sich alle kannten, sich gegenseitig helfen und unterstützen konnten. Außerdem schuf er innerhalb der Gemeinden nur Stellen von gleicher Größe, um die soziale Gleichheit aller Stelleninhaber festzulegen. Das Moor wurde in rechteckige Kolonate von 10 bis 15 Hektar Größe eingeteilt, die mit der Schmalseite an die Kanäle und Dämme grenzten und durch Scheidungsgräben an den Längsseiten entwässert wurden, in welche die kleinen Entwässerungsgräben (Gruppen) der eigentli-

chen Nutzflächen mündeten. Hinter dem Haus- und Hofplatz des Kolonats zieht sich ein langer, schmaler, handtuchähnlicher Streifen Land entlang, die Moorhufe, die zum Hofe gehört.

Somit ist auch die im Landkreis Wesermünde gelegene langgestreckte Moorkolonie Hymendorf, von der eingangs in diesem Aufsatz die Rede ist, zu den typischen Moorhufendörfern zu zählen. Für die Planung, Gründung und Förderung der genannten Moorgemeinde, die jetzt zur Einheitsgemeinde Langen gehört, haben sich seinerzeit der Moorkommissar Nicolaus Witte, Bremervörde, und der erste Beamte beim vormaligen Amt Bederkesa, Amtmann Meyer, sehr verdient gemacht.

Hans Hitzweibel, Midlum



Nachher: Man hat „Gestrüpp gesäubert“...

Flecken Bederkesa bemüht sich um die Stationierung von Militär!

Wie werden wohl die Bederkesaer reagieren, wenn sie über einer Meldung solche Überschrift lesen? Eine lange Auseinandersetzung über das Für und Wider würde zumindest einsetzen. Doch vor 137 Jahren gab es in Bederkesa darüber einfach keine Diskussion. Härte Notwendigkeiten zwangen die Vorsteher des Fleckens, jede sich bietende Gelegenheit beim Schopfe zu packen, um das wirtschaftliche Leben im Flecken wieder in Gang zu bringen.

Nun sollte man doch meinen, daß nach der französischen „Occupation“ (bis 1813) mit all seiner Unruhe und Bedrückung, nach den aufregenden Zeiten des Befreiungskrieges mit russischer, englischer, hanseatischer und hannoverscher Einquartierung nicht schon so bald darauf wieder der Wunsch nach Militär im Ort laut wird.

Einen Sinneswandel führten schon gewissenhaft durchgeführte Abrechnungen herbei. Bis weit in die zwanziger Jahre hinein erhielten die Bederkesaer Bürger noch Entschädigungen für geleistete Requirierungen, Einquartierungen, Kriegerfahrten, Beköstigungen, Verwundetenpflege, Aufnahme von Kriegsgefangenen und Botendienste. Auf den Geschmack kam man, als später geringfügige Einquartierungen mit hannoverschen Soldaten sofort bar bezahlt wurden. Das mußte man doch ausbauen können, denn die Entschädigungsgelder waren bald versieckert.

Außerdem wurde viel Kapital benötigt, weil durch ein in Hannover verkündetes Gesetz vom 10. November 1833 den Bauern ermöglicht wurde,

die Meierbriefe oder grundherrlichen Lasten abzulösen. Ihre Höfe nach Ablösung dieser Lasten als freies vererbliches Eigentum zu besitzen, war ein Ansporn zur möglichst schnellen Aufbringung der Kosten. Unglücklicherweise hatte Anfang der dreißiger Jahre ... eine Reihe nasser Sommer Mißernten an Heu und Korn, Überschwemmungen und großen Notstand hervorgerufen ... (Herm. Allmers in „Hptm. Böse“).

Auch wirkte die schnelle Entwicklung Bremerhavens seit 1827, als Hannover den Bremern ein Gebiet an der Wesermündung abtrat, weit in die Umgegend hinaus. Bei dem Anwachsen wirtschaftlicher Macht in unmittelbarer Nähe mußte Bederkesa zwangsläufig ins Abseits geraten. So heißt es denn in einem ersten Gesuch des Fleckens Bederkesa vom 15. Januar 1838 u. a.: „Gar sehr gern möchten wir unsern Ort wiederum mit Ew. Majestät Truppen belegt sehen; dies gibt Geldverkehr, der uns so nützlich ist. Wir sind zu allem möglichen Entgegenkommen bereit.“ Nach abschlägigem Bescheid, versuchte man es 1841 noch einmal, und es klingt eindringlicher: „So ist auf der anderen Seite unserem Orte es von der größten Wichtigkeit und über alles wünschenswert, daß wiederum Cavallerie hierhergelegt werde. Bederkesa ist nämlich fast von allem kommerziellen Verkehr abgeschnitten, und der Umlauf des baaren Geldes ist dadurch so sehr gestockt, wie es wohl nur an wenigen Orten der Fall sein kann, und zuverlässig würde dieser Geldnoth um etwas abgeholfen werden, wenn unser Flecken nur mit Truppen belegt würde...“

In den beiden fast gleichlautenden Gesuchen stellen „der Bürgermeister und die Achtmänner des Fleckens Bederkesa“ in erster Linie die Vorzüge des Ortes für eine Garnison dar. Einmal wird die günstige Lage „in der Mitten der Provinz“ hervorgehoben. Zum anderen weist man auf die billigen Beschaffungsmöglichkeiten für Heu und Getreide hin, das sogar noch bequem mit dem Schiff herbeizutransportieren sei. Man könne also Kavallerie „nirgends wohlfeiler quartieren!“ Schließlich ringen sich die Bederkesa-

er auch noch die „Einräumung von Reitbahnen“ sowie „Exerzierplätze“ ab und bieten auch in den Bürgerhäusern „Platz zum Unterkommen“ an, „solange Ew. Majestät nicht neue Kasernen zu erbauen befehlen werde“.

Es nützt aber alles nichts. Die „unterthänigst“ vorgetragene Bitte, „Ew. Exzellenz und Hochwohl. wollen es gnädigst bewirken, daß der hiesige Flecken mit dem Stabe einer Schwadron Cavallerie belegt werde...“, wird abermals abschlägig beschieden.

Klaus Dobers

Wolfsjagden nur bei Belohnung!

Geheimrezept der Debstedter: Kranichaugen

Sind Wölfe für uns Menschen gefährlich oder nicht? Eine heftige Diskussion über dieses Thema gab es unlängst, als ein paar Wölfe aus einem Gehege im Bayerischen Wald ausgebrochen waren und man schließlich Treibjagden auf sie ansetzen mußte.

Ganz so aufgeregt reagierte man hierzulande früher nicht, obgleich „der Wolf im Amte (Bederkesa) sehr gängig, überaus großen Schaden alenthalben“ zufügte (1678, Meldung des Amtsmanns Schade nach Stade). Laufend gehen Berichte über Wolfspjagen zur vorgesetzten Behörde nach Stade mit der Bitte um Genehmigung einer Wolfsjagd. Der Amtmann Erich schreibt 1693 u. a.: „...was gestalt der Wolf in diesem Amt solchen Schaden zu tun beginnt, daß, da er schon etliche Beester zerrissen, nun

mehr fast alle Nacht damit continuiret, daher zu besorgen... es werde noch ein viel größerer Schade entstehen, gestalt dann verwichene Nacht mir selbst ein Ochse, der unweit Laven in der Börde Debstedt gangen, vom Wolf totgebissen...“

Wolfsjagden werden zwar stets genehmigt, aber die Bevölkerung reagiert gelassen, und es finden sich nur wenige Leute zur Jagd ein. Auch Kanzelberichte fruchten kaum: „...wenn solche Jagden etwas fruchten sollen, ein Nachbar dem anderen handbietig sein und dannher alle Einwohner und zwar Mann für Mann dazu aufgeboten werden müssen...“ Erfolgreich ist man erst, als sich herumspricht, daß es für gefangene oder totgeschlagene Wölfe eine Belohnung gibt. Die Debstedter werden mobil und wenden ein besonderes Rezept zum Anlocken der Wölfe an. Wir erfahren es in einem Bericht von 1678: „...zu vernehmen: Was gestalt die Eingesessenen des Dorfs Debstedt durch einige in ein Stücke Fleisch eingestoßene Kranichsaugen und angewandtes fleißiges Auflauern auf dem sogenannten Semßmohre hinterm Knüppelholz, dieses Amtes eines großen Wolfes sich bemächtigt, totgeschlagen und anhero in dieses Amtshaus gebracht, auch nach der guten Uhrlation, durch unverdrießliches Aufwarten gleicher Ort, noch mehr solche hochschädlichen Tiere zum Nutzen und Vorteil aufzubringen...“ Es schließt sich die Bitte an um eine Erhöhung der Jagdprämie.

Die Antwort wirkt besser als alle Geheimrezepte der Debstedter: Wer außer „den gemeinen“ Wolfsjagden einen großen Wolf tötet, erhält 4 Rthl., einen kleinen Wolf tötet, 1 Reichthaler Belohnung. Nun klappt es auch in Altenwalde: „...die dritte Jagd... ist vor der Pflanze nichts geses auch in Neuenwalde: ...die dritte der Zudrift einen jungen Wolf bekommen, dafür ihm Gebühr als 1 Rthl. gerichtet worden. Nachher haben die Neuenwalder allein und wieder noch drei junge Wölfe außerhalb der Jagd gefangen, dafür sie auch die Gebühr bekommen...“ Keine Aufregung also: Erst die Belohnung holte die Menschen aus der Reserve.

Klaus Dobers

Umschau

Neue Betreuer des Waldmuseums Wingst

Nachdem das Rentnerhepaar Reylet, Wingst, ein Jahrzehnt lang die tägliche Betreuung des dortigen Waldmuseums in vorbildlicher Weise wahrgenommen hatte, schied es zum Jahresende 1976 auf eigenen Wunsch aus. An seine Stelle trat das Rentnerhepaar Heinbockel, gleichfalls

Wingst-Wassermühle

Abermals ein Wingst-Heft

Das beliebte Ausflugs- und Fremdenverkehrsziel Wingst erfährt neuerdings auch in der Publizistik und heimatkundlichen Literatur eine besondere Bedeutung. Waren erst im Vorjahr zwei Broschüren zum Thema erschienen, so liegt jetzt schon wieder ein Heft über die Wingst vor. Es handelt sich dabei um die Zweitausgabe der Broschüre „Sagenumwobene Wingst“ von Kurt Sielemann, dem Wingster Heimatfreund und Gastronom. Geologie, Biologie und Sagenwelt werden hier volkstümlich vorgestellt; eine reiche Farb- und Schwarz-Weiß-Bildung liefert die nötige Anschauung.

Ein Jahrhundertwerk in der Ostemarsch

Am 7. Mai 1977 wurde in Oberndorf eine Brücke über die Oste dem Verkehr übergeben. Dieser insbesondere vom Kreis Land Hadeln und seinem Baudezernenten, Baudirektor Dipl.-Ing. Beier, betriebene Brückenbau löst die historische und längst unzureichende Prahmfähre an der Oberndorfer Kirche ab. Ein jahrhundertalter Wunsch wurde erfüllt: Bentwisch und sein Kehdinger Hinterland haben nunmehr direkte Straßenverbindung

zum Wingster Raum. Wenn man bedenkt, daß erst vor drei Jahren die Schwebefähre in Osten durch eine massive Straßenbrücke über die Oste ersetzt wurde, daß weiter für Geversdorf der Bau einer Ostebrücke geplant ist (bisher muß man sich dort noch mit einer Motorfähre begnügen) und daß auch der Neubau der Ottern-dorfer Medembrücke erst zwei Jahre zurückliegt, dann kann man wohl von einem „Zeitalter des Brückenbaues“ im Kreis Land Hadeln sprechen. Zugleich wird aber auch deutlich, daß sich hier in unseren Tagen eine Wandlung historischer Lebensformen vollzieht. Ein Stück — oft gar nicht so traulicher — Heimatpoesie verabschiedet sich und weicht einer nüchternen, aber (in diesem Falle) zweifellos menschenfreundlicheren Gegenwart. In diesem Zusammenhang ist auch daran zu erinnern, daß auch der Fährbetrieb in Hechthausen noch nicht sehr lange zurückliegt und die dortige, heute scheinbar selbstverständliche Ostebrücke im Zuge der B 73 nicht viel mehr als ein Menschenalter aufweist.

Das Programm von de „Waterkant“ for de 58. Speeltiet

Na de groten Erfolge in de letzte Speeltiet (Paul Schurek: „Gack hett keen Tiet“ un „Bullenkopp un Stint“; Fritz Stavenhagen: „De dütsche Michel“; Hans Herzog: „Adschüß, Tante Emmal“ und Karl Bunje: „De swarte Hannibal“) sünd nu al de Proben for de nee'e Speeltiet in de Gang. Toerst schall an'n 30. Juli in'n Geestbuernhus in Speckenbüttel mit de Herdabende anfangen warrn. Von de beiden Kinnau-Bröder stammt de Eenakter darfor: „Cili Cohrs“ von Gorch Fock und „Söbenteihn Sack Koffee“ von Rudolf Kinnau. Georg Suhr sorgt for dat Bühnenbild.

In't Kleine Hus von't Stadttheater geht dat unner de Regie von Kurt

Müller-Reitzner in'n Oktober wedder los mit Marie Ulfers ehr lustig Stück „Mannslüd sünd Pack“. In düsse Komödi, de in so'n lütten Sielhaven bi us an de Küst speelt, geht dat teemlich bunt un ostfrees'sch to. Sonnerlich de Mannslüd kriegt jehr Fett af. Opletzt erst gift de staatsche Schipperwitfro Maria Habben ehr Tieren op un eenen von dat ole Mannspack doch noch ehre Hand. Man de mannsdulle un 'n beetn aftaktelte Neihersch Altjen Reins blifft dor denn bi sitten.

For Anfang Januar 1978 is de Premiere von Walter A. Kreye sien „Als die Römer frech geworden...“ op den Plan. Dor ward Geschichtsunnericht op fidele Art in'n paar lustige Biller brocht. Hier kann 'n endlich wies warrn: Dat is allens Lögenkram, wat 'n bit nu in de Scholen öber de Hermannslacht de Gören bibrocht hett. Kaiser Augustus is op sienem General gar nich vergrellt wesen, wiel dat de Slacht in den Teutobusch in dat Jahr 9 na Christi Geburt von de beiden Frünnen, von den Cherusker Hermann und den Römer Varus, ja nie nich slagen worden is. So jedenfalls schall us dat hier von den böbelsten Germanengott Wotan höchstpersönlich verklofidelt warden.

Op den Kalenner steiht denn for April 1978 de erste Opführung von Karl Bunje siene Buernkomödie „Spektakel in Kleihörn“. Allerhand passert dor in dat lütte Dorp an de Waterkant, as sick dor bi dat nee'e grode Habenprojekt ok so'n smarten Geschäftsmaker sehen lett un op sien vigelinsche Art allerlei krumme Dinger dreihen will. Bi de Damenwelt kummt düsse Mullfoot erst ok gar nich schlecht an. Bi den Tichelbuer Hinnek Brau hett he al weniger Glück. Un de Knecht Krischan Stühr lett sik erst recht nich öberdüeln. So sitt denn opletzt de Voß doch in de Fall, un in Kleihörn hett de Spektakel ok 'n Enn.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preis von jährlich DM 6,-. Druck und Verlag: Nordwestdeutscher Verlag Ditzgen & Co., Bremerhaven, Hafenstraße 140 (Postscheckkonto Hamburg 136 96). Redaktionsausschuß: Bernd Behrens, Klaus Dobers, Heinrich Egon Hansen, Dr. Rudolf Lembcke und Dr. Burchard Scheper. Anschrift für alle und Beiträge an Dr. Burchard Scheper, Magistrat der Stadt Bremerhaven, Stadtarchiv, 2850 Bremerhaven, Postfach 21 03 60.